

kann das in einem Film sehen. Die Sequenz zeigt Auer, wie er im Zelt kauert. Die Augen weit aufgerissen blickt er auf die Zeltwände, die vom Wind zerknautscht werden wie eine Bröchentüte. Wenig später flüchteten sie in einer 14-stündigen Tortur aus der Wand. Auch ein zweiter Versuch ein paar Tage später scheiterte am Wetter.

„Du musst dir wirklich sicher sein, dass du das körperlich und mental noch mal schaffst, jeder Versuch schwächt dich. Nur in die Wand einzusteigen, um es zu versuchen, ist das Risiko nicht wert“, sagt Auer. Er ist 1,80 Meter groß und wiegt 69 Kilogramm. Als Auer nach der Expedition am Kunyang Chhish Ost nach Tirol zurückkehrte, hatte er 9 Kilogramm abgenommen. Aber er war um eine Erkenntnis reicher: „Die Grenze zwischen ‚möglich‘ und ‚geht nicht‘ ist extrem schmal“, sagt er.

Bergsteigen in großen Höhen war schon immer gefährlich. So mancher Achttausender gleicht einem Friedhof. Das Mahnmal schlechthin ist der Everest. Rechts und links der Aufstiegsspur liegen die Leichen Dutzender erfrorener oder verschütteter Bergsteiger.

Alpinisten wie Lama und Auer meiden die populären Achttausender. Der Everest ist heute ein Rummelplatz. In der Hochsaison lassen sich Hunderte Bergtouristen für viel Geld auf den Gipfel führen. Die junge Bergsteigergeneration sucht neue Herausforderungen im Himalaja. Berge, auf denen noch nie zuvor ein Mensch war. Routen, die sich bislang niemand zutraute. Wände, die so gewaltig sind, dass einem vom Anblick das Blut in den Adern gefriert.

Die Einsamkeit, die die Kletterer bei ihren Touren finden und genießen, ist zu-

gleich die große Gefahr. „Wenn etwas passiert, kommt keine Rettungsmannschaft, kein Sherpa, um dich zu bergen“, sagt Auer.

Manchmal entscheidet nur das Glück über Leben und Tod. Als Lama, Auer und Ortner im vergangenen Jahr die Nordostwand des Masherbrum versuchten, brach ein tonnenschweres Stück eines Sérac, eines Eisüberhangs, ab und stürzte auf die Stelle, an der sie sich kurz zuvor noch befunden hatten.

David Lama sitzt in einem Café in der Nähe der Bergbahn in Axams, als er die Geschichte erzählt. Er wirkt für einen Moment nachdenklich. Aber nur für einen sehr kurzen Moment. Dann grinst er und sagt: „Wir spielen kein russisches Roulette.“

In diesem Jahr werden er und seine Bergkameraden das Projekt Nordostwand noch mal überdenken, alles soll auf den Prüfstand, das Material, das Vorbereitungstraining, die Route. Vielleicht war die bisherige Linie – direkt durch die Felswand – zu ambitioniert. Mit einigen Querungen könnte es leichter gehen.

In den kommenden Monaten wollen sie im Himalaja weitere Erfahrungen mit dem Klettern in der Höhenluft sammeln. Lama will mit Ortner einen Sechstausender besteigen, Auer einen Siebentausender. Für 2016 ist dann der nächste Versuch am Masherbrum angepeilt, an der schwierigsten Wand der Welt.

Ob es diesmal klappt? Schwer zu sagen. „Du brauchst unglaublich viel Wissen, um die Nordostwand zu schaffen“, sagt Lama. „Und vielleicht hat man irgendwann so viele Erfahrungen gesammelt, dass man lieber unten im Basecamp bleibt – man wird ja auch gescheiter.“

Kevin Schrein

Bratwurst und echte Gefühle

Fußball Frauen gehen gern ins Stadion. Weil sie kickende Popstars sehen und sich bloß amüsieren wollen? Eine Studie liefert eine andere Antwort.

Die Hamburger S-Bahn ist mal wieder überfüllt, die Luft stickig und der Gesang vieler Mitfahrer nicht jugendfrei. Bettina Schmidtke, 46, Bürokräftin aus Bad Segeberg, hat sich mit ihrer Freundin auf dem Weg zum Stadion ein Bier und einen Dirty Harry, einen Lakritzlikör, gegönnt. „Unser Ritual“, sagt Schmidtke. Die beiden Frauen haben sich vor Jahren über ihre Kinder kennengelernt, nun stehen sie erwartungsvoll vor der hell erleuchteten Arena, winterfest gekleidet und den blauen HSV-Schal um den Hals geschlungen.

Schon als Kind ist Schmidtke mit ihrem Vater zum Fußball gegangen, in den Siebzigern und Achtzigern, als der HSV noch eine Spitzenmannschaft und der Komfort auf den Tribünen lausig war. Seitdem ist sie Fan. Für diese Saison hat sie sich sogar eine Dauerkarte gekauft, Sitzplatz Westtribüne, nahe dran an der Fankurve, dort, wo es am lautesten zugeht.

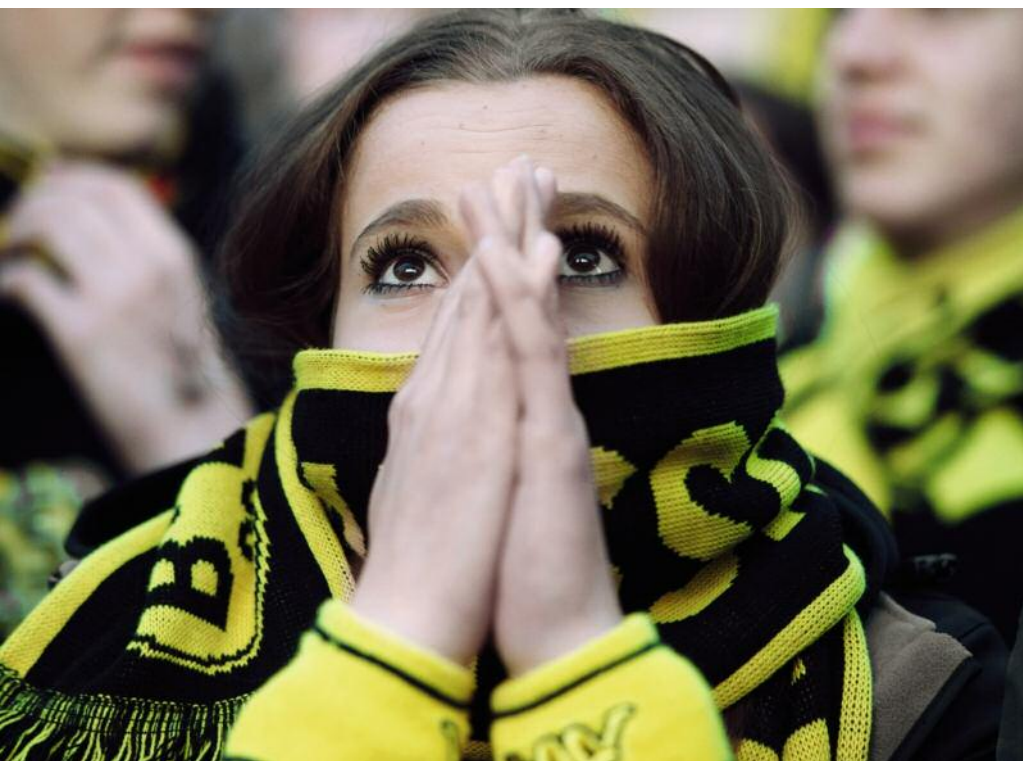
658 Euro kostet das Jahresticket. Viel Geld. Als Schmidtkes Mann die Abbuchung vom Konto sah, habe er kurz „einen Schock bekommen“, erzählt sie lachend. Den Ehemann interessiert Fußball nicht besonders. Aber es ist normal für ihn, dass es bei seiner Frau anders ist.

Ein Fußballstadion ist ein rauer Ort, anders ausgedrückt: ein eher männlicher. Trotzdem strömen inzwischen Mädchen und Frauen dorthin, etwa jeder fünfte Besucher eines deutschen Profifußballspiels ist weiblich, Tendenz steigend. Und die meisten kommen aus anderen Gründen, als ihnen lange von Vereinen und deren Marketingabteilungen unterstellt worden ist. Also nicht, weil sie kickende Popstars sehen wollen, sie für den waschbrettbäuchigen Mittelstürmer schwärmen oder sich bei einem Prosecco vom Freund die Vortelsregel erklären lassen möchten.

Die Realität scheint viel simpler: Frauen kommen wegen des Fußballs. Sie verstehen etwas davon, sie feuern ihre Mannschaft an, gern mit Bierbecher oder Bratwurst in der Hand. Sie wollen ihren Klub siegen sehen, notfalls mit ruppigem Spiel, Hauptsache: drei Punkte. Für ein paar Stunden möchten sie in dieses Gefühlskino



Bergsteiger Lama am Cerro Torre in Patagonien 2012: Blick in den Abgrund



Dortmunder Fußballfan: „Männer schimpfen schneller“

eintauchen, das gute oder schlechte Laune verursacht, je nach Ergebnis.

Der Soziologe Oliver Fürtjes von der Universität Siegen hat jetzt für eine Studie einen riesigen Datensatz ausgewertet*. Rund 14 000 Zuschauer hatte die Deutsche Sporthochschule Köln bei insgesamt 18 Spielen befragt, verteilt auf die drei höchsten Ligen und über 14 Jahre. Fürtjes' Erkenntnis: Frauen und Männer unterscheiden sich kaum voneinander – schon gar nicht in der Frage, ob sie sich ein Leben ohne Fußball vorstellen könnten. Eine knappe Mehrheit gab jeweils an: nein, unmöglich.

1976 hatte HSV-Manager Peter Krohn seine Profis in rosa Trikots gesteckt, um Frauen anzulocken. Damit fing das Missverständnis an. Es zog sich ein rosa Faden durch die Fankollektionen der Bundesliga. In Stuttgart, Wolfsburg, Mainz und Hannover zum Beispiel lagen mädchenhaft kolorierte Schals im Sortiment, mochten die Vereinsfarben auch ganz anders aussehen. Plakate in Bielefeld zeigten einen Männerpo in engen Shorts, um – na, wen wohl? – zum Stadionbesuch zu animieren. Hertha BSC Berlin ließ sich die Website „Herthafreundin“ einfallen und hielt es für originell, neben Schminktipp die Rubrik „Regel des Monats“ zu platzieren.

Es folgte ein Aufschrei: In Frankfurt protestierten Eintracht-Anhänger mit der Aktion „Stoppt Rosa“, in Köln überzeichneten weibliche Fans das Klischee, um es lächerlich zu machen. Die „Uschifront“ band eine pinkfarbene Fahne mit Sternchen an den Stadionzaun, die Gruppe „Always Ultras Cologne“ kürte regelmäßig aus dem

Spielerkader den „Mr. FC Köln“ und hängte ihm vor vollem Haus eine Schärpe um. Woanders nannten sich weibliche Fans „Milchschnitten“, „TivoliTussen“, „Hooligänse“ oder auch „Titten auswärts“.

Heute ist der größtenteils Unfug an Fanartikeln verschwunden, und reine Frauen-Fanclubs scheinen sich langsam aufzulösen. Beim 1. FC Köln etwa gelten „Uschifront“ und „Always Ultras“ als „inaktiv“.

„Der Fußball ist post-post-postfeministisch“, meint Wiebke Porombka. „Wir sind da schon angekommen.“

Eine Zeit lang boten Bundesligaklubs rosa Fanschals an, auch wenn die Vereinsfarben ganz anders aussahen.

Porombka, 38, sitzt in ihrer Altbauküche in Berlin-Schöneberg, eine zierliche Frau, die mit leiser Stimme kluge Dinge sagt. Sie ist promovierte Literaturwissenschaftlerin – und Fan von Werder Bremen. Als Mädchen ging sie ins Weserstadion, in einer Jungscique, so fing es an. Vor zwei Jahren schrieb sie ein unterhaltsames Buch über ihr Leben als Fußballfan, es heißt: „Der zwölfte Mann ist eine Frau“.

Um die aufkeimende Atmosphäre eines Spiels auf sich wirken zu lassen, geht sie früh ins Stadion, diesen „Raum unendlicher Möglichkeiten“, voller Rituale und doch ungewissem Geschehen. Fünf- oder sechsmal im Jahr fährt sie aus Berlin nach Bremen, häufiger schafft sie es nicht mehr, als Mutter einer Tochter und viel beschäftigte Literaturkritikerin, Autorin und Moderatorin. Dafür hat sie Sky abonniert und schaut Werder-Spiele live im Fernsehen, so oft es geht. „Das muss“, sagt sie.

Ihre beste Freundin ist zwar Schalke-Fan, aber an ihr schätzt sie, „dass wir da

fachlich drüber reden können“. Frauen seien leidensfähiger, „hoffnungsvoller“, sagt Porombka. Wenn es schlecht laufe fürs eigene Team, „drehen sie sich nicht sofort weg. Männer schimpfen schneller. Mein Bruder schmeißt schon mal sein Bier hin und geht, wenn's ihm zu blöd wird“.

Die Stadien in Deutschland sind komfortabler geworden, mit mehr Sitzplätzen ausgestattet und meistens überdacht. Es sind Familienblöcke entstanden, manche Arenen bieten sogar Kitas mit Fensterfront zum Rasen hin. Porombka sagt: „Nach meinem Gefühl ist die Stimmung nicht mehr so radikal. Außerhalb der Fanecken ist es doch ganz schön verschnarcht geworden, jedenfalls die meiste Zeit des Spiels.“

Das wollen die Ultras verhindern, jene Extremfans, die mit Dauergesang ihr Team anfeuern. Viele Frauen gibt es unter ihnen nicht, aber es gibt sie.

Daniela, 25, sitzt in einer Cocktailbar mit Blick auf den Bremer Hauptbahnhof. Sie heißt anders. Ihren wahren Namen will sie nicht gedruckt sehen, weil sie nicht als Sprecherin der Werder-Ultras gelten mag. Ultras sind schwer zu greifen. Sie wagen sich ungern aus der Deckung der Gruppe.

Seit zehn Jahren nimmt Daniela vieles in Kauf für ihre Leidenschaft, auch ewig lange Bahnfahrten nach Freiburg. Sie macht gern Stimmung und sagt, dass sie sich im Notfall prügeln würde. Wenn sie über Frauen im Stadion spricht, wägt sie jeden Satz ab. Dabei bewegt sie ihre Tasse Chai-Tee in den Händen hin und her. Ihren Antworten hört sie ein paar Sekunden nach, um zu prüfen, ob sie wirklich stimmen.

Sie war über ihren Freund zum Fußball gekommen und hatte es schwer, akzeptiert zu werden. Als ihr Freund bei einer Auswärtsfahrt fehlte, weil er krank war, wurde sie gefragt, warum sie trotzdem dabei sei. Sie lernte: Männer gehören dazu, Frauen müssen beweisen, dass sie wegen des Fußballs kommen.

Inzwischen haben sich Frauen in der Welt der Ultras Freiraum und Anerkennung erkämpft. Sie organisieren Choreografien und sind in den ersten Reihen zu finden. „Mädchen bringen sich stärker ein als vor ein paar Jahren“, erzählt Daniela.

Dennoch bleibe Fußball maskulin. „Macker-Attitüden, mit freiem Oberkörper auf den Zaun springen, Bierbecher schmeißen, den Schiedsrichter homophob oder sexistisch beleidigen – das gibt es immer noch.“

Ihr gefällt der raue Ton beim Fußball. „Aber man kann diesen Ton auch haben, ohne andere Leute zu diskriminieren.“

Hendrik Buchheister, Detlef Hacke, Andreas Meyhoff

* Oliver Fürtjes: „Frauen, Fußball und Kommerz – Eine besondere Liaison?“. In: *Spektrum der Sportwissenschaften* 2014/2.